

Karl Eibl

Lusttexte und ihre Interpretation* Ein biologischer Blick auf ein Dauerproblem

'Interpretation' ist ein Allerweltsbegriff, der für nahezu jede verbale Äußerung über einen Gegenstand mit Bedeutungsgehalt eintreten kann.¹ So dient er zum Beispiel zur Zusammenfassung einer bunten Fülle aspektgesteuerter Werkbeschreibungen, wie sie unentbehrlich sind für jede Art von wissenschaftlicher Operation auf dem Terrain der Literatur (wenn man sich nicht gleich zu einer Literaturwissenschaft ohne Werke verstehen will). Auch daß wir bei der Wahrnehmung eines (literarischen) Textes oder der Welt überhaupt 'immer schon' interpretieren (Bedeutungen zuschreiben, konstruieren), ist keine Dramatisierung wert, eher schon ein gewisses Mißtrauen. Denn das 'immer-schon'-Argument wird gern als Begründung dafür herangezogen, daß man es eh nicht so genau nehmen muß.

Wenn von Interpretation in einem nachdrücklichen Sinn die Rede ist, dann ist nach wie vor die 'Werkinterpretation' als Textsorte gemeint, die über einzelne Erläuterungen oder Aufhellungen hinausgeht und der Explikation einer im Text enthaltenen und dem bloßen Auge nicht sichtbaren Gesamtwahrheit dient. Die Wahrheit der Dekonstruktion unterscheidet sich da von der Wahrheit des bildungsbürgerlichen Wertekonsens, auf dem Emil Staiger basierte, nur dadurch, daß sie auch performative Wider-

sprüche nicht scheut.² Emil Staiger hatte für diese Vorgehensweise die Formel von der *Kunst* der Interpretation gefunden, die nicht weit absteht von der Kunst des interpretierenden Musikers, der das Werk überhaupt erst leben läßt. Viele Außenstehende (Philosophen, Schulpolitiker, Verwaltungsjuristen usw.), aber auch manche Kolleginnen und Kollegen,³ sind nach wie vor der Auffassung, daß das Tun des Literaturwissenschaftlers die Werkinterpretation zum höchsten Ziel habe. Früher sollte eine solche Interpretation »umfassend« oder »erschöpfend« sein,⁴ was natürlich nicht ging. Mittlerweile spricht man kokett von 'Lektüren' oder 'Lesarten', die jenseits von Richtig und Falsch kultiviert nebeneinander existieren können, Hauptsache, die haben 'Niveau'. Dagegen ist gewiß nichts einzuwenden, wenn es in einem schöngestigen Lesekränzchen geschieht. Aber in einer wissenschaftsgeschichtlichen Situation, in der der Gegenstandsbereich der Literaturwissenschaft weit über die Werke des Bildungskanons hinausreicht, in der wohlbegründete übergreifende Fragestellungen anthropologischer und historischer Art zumindest gleichrangig neben dem ästhetischen Interesse am Einzelwerk stehen, gibt es qualifizierte Zweifel, daß die 'Werkinterpretation' überhaupt zum Kerngeschäft des Literaturwissenschaftlers als Wissenschaftler gehört.⁵

* Die Überlegungen des Beitrags entstammen dem Zusammenhang eines Buchprojekts zur biologischen Kultur- und Literaturtheorie.

¹ Axel Bühler: „Die Vielfalt des Interpretierens“, in: *Analyse & Kritik* 21 (August 1999), S. 117-137, hat, eingeschränkt auf die Beschäftigung mit sprachlichen Äußerungen, 17 Sorten der Interpretation ausgemacht. Karl Eibl: „Sind Interpretationen falsifizierbar?“, in: Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt: *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der „Theoriedebatte“*. Stuttgart 1992, S. 169-184, begnügt sich mit zweien: der beltristischen und der wissenschaftlichen.

² Werner Strube: „Die literaturwissenschaftliche Textinterpretation“, in: *Sinnvermittlung. Studien zur Geschichte von Exegese und Hermeneutik*. Hg. Paul Michel und Hans Weder. Zürich 2000, S. 43-69. Strube beschreibt die Praxis literaturwissenschaftlicher Textinterpretation an Hand ältere Beispiele und konstatiert drei Sorten: Eine nicht-intentionalistische, eine intentionalistische und eine trans-intentionalistische, konkret die werkimmanente (Kayser und Staiger), die autorintentionale (E. D. Hirsch) und die psychoanalytische.

³ Oliver Jahraus und Bernd Scheffer (Hg.): „Unverzagte Ritter zwischen Tod und Teufel“, in: *Interpretation, Beobachtung, Kommunikation. Avancierte Literatur und Kunst im Rahmen von Konstruktivismus, Dekonstruktivismus und Systemtheorie*. Tübingen 1999.

⁴ So berichtet Werner Strube: „Die literaturwissenschaftliche Textinterpretation ...“ (wie Anm. 2), S. 51f.

⁵ Namentlich Siegfried J. Schmidt in zahllosen Beiträgen. Z.B.: „Bekämpfen Sie das häßliche Laster der Interpretation! Bekämpfen Sie das noch häßlichere Laster der richtigen Interpretation!“ (Hans Magnus Enzensberger)“, in: *Grundfragen der Textwissenschaft*. Hg. Wolfgang Frier u. Gerd Labrousse. Amsterdam 1979, S. 279-309. Zuletzt Siegfried J. Schmidt: „Interpretation – eine Geschichte mit Ende“, in: *Interpretation 2000. Positionen und Kontroversen; Festschrift zum 65. Geburtstag von Horst Steinmetz*. Hg. Henk de Berg u. Matthias Prangel. Heidelberg 1999, S. 31-43. – Eine der Ursachen für das Überleben der Werkinterpretation (und für die zuweilen skandalöse Indolenz gegenüber 30 Jahren Interpreta-

Ich will zu rekonstruieren versuchen, was 'Werkinterpretation' eigentlich bedeuten kann, und werde dazu ein etwas ungewöhnliches Instrumentarium benutzen.

1. Der soziobiologische Ansatz: Biopoetics

Vom deutschen Philologen- und Kulturwissenschaftlermilieu noch kaum zur Kenntnis genommen, gibt es in den USA einen aktuellen Trend der biologischen Verhaltensdeutung, der bis in die Erörterung poetologischer Fragen hineinreicht. Er ist Teil einer Bewegung, die als »third culture« firmiert: Die Spaltung in zwei Kulturen, die C. P. Snow (1959) diagnostiziert hatte (eine naturwissenschaftlich-technische und eine geisteswissenschaftlich-belletristische), soll durch eine Art Synthese einer 'dritten Kultur' aufgehoben werden.⁶ Beschickt wird diese 'dritte Kultur' bisher fast ausschließlich von Naturwissenschaftlern, deren geisteswissenschaftliche Kompetenz naturgemäß begrenzt ist. Wir sollten sie darum nicht schelten oder belächeln, sondern die Herausforderung annehmen.

Zu den profiliertesten Biologen mit kulturwissenschaftlichem Ehrgeiz gehört Edward O. Wilson, auf den die propagandawirksame Wortprägung 'Sociobiology' (1975) zurückgeht. Gemeint war damit ursprünglich die Erforschung von Tiergesellschaften, insbesondere Bienen, Ameisen usw., doch Wilson ergriff den naheliegenden Gedanken, daß das gesellschaftliche Leben der Menschen nach ähnlichen oder gar den gleichen Prinzipien strukturiert sei. Grundlegend für die Evolutionsvorstellung der Soziobiologie ist der Gedanke des »egoistischen Gens« (Richard Dawkins) oder, wie ich lieber sage, der Selbstverstärkung erfolgreicher Gene: Eigenschaften, die der Vermehrung förderlich sind, werden besonders stark vermehrt. (Und dazu gehören natürlich auch alle, die fürs Überleben nützlich sind, denn eine gewisse Zeit des Überlebens ist Voraussetzung für Vermehrung.) Wilson und Dawkins, die beiden Herolde, äußerten sich auch immer wieder einmal über Literatur, aber das waren, wie nicht anders zu erwarten, Kamingsprache gebildeter Biologen.

fionskritik) ist sicherlich auch im Bildungssystem zu suchen. Tausende von Schülern und Studenten finden sich mit der obszönen Aufforderung konfrontiert: »Interpretieren Sie«, und in einer funktionierenden Marktwirtschaft gibt es natürlich auch einen Markt, der Hilfe für diese peinliche Situation verspricht.

⁶ Einen Überblick bietet John Brockman: *Die dritte Kultur. Das Weltbild der modernen Naturwissenschaft*. München 1996.

Nun haben soziobiologisch orientierte Literaturwissenschaftler einen ersten Sammelband vorgelegt, der eine Art Manifestcharakter haben soll: Als »The New Synthesis« wird das Unternehmen immerhin angekündigt.⁷ Bei mehr als zwanzig Beiträgen versteht es sich von selbst, daß Unterschiede der Qualität und der Konzentration zu vermerken sind. Aber ein Problem, das alle Beiträge haben, auf den unterschiedlichsten Niveaus, besteht darin, daß der soziobiologische Ansatz in irgendeiner Weise den Vermehrungsnutzen von Kunst plausibilisieren muß. Das ist nicht ganz einfach. Die Lehre vom interesselosen Wohlgefallen kann man als eine Bizarrerie im Europa des späten 18. Jahrhunderts abtun. Die avancierte bildende Kunst der letzten 100 Jahre kann als etwas schräge Entwicklung eines snobistischen Kunstmarktes beiseite geschoben werden. Aber es bleiben noch immer irritierende Reste. Welchen Überlebens- oder Fortpflanzungsvorteil mit genetischem Selbstverstärkungseffekt hat zum Beispiel ein Symphoniekonzert? Die Nutzensuche nimmt manchmal verzweifelte Züge an, verschmilzt wohl auch zuweilen mit kunstapologetischen Bemühungen, wie sie von wirtschaftlichem Utilitarismus und religiösem Puritanismus gleichermaßen nahegelegt werden. Science Fiction z.B. hilft unserer Fitness auf, indem sie uns für künftige Innovationen bereit macht. Die Börse wird sich freuen. Ein anderer Science-fiction-Freund hingegen meint umgekehrt, unsere natürliche Neugierde werde durch Science Fiction befriedigt, so daß wir sie nicht in Attentaten und Kriegen austoben müssen. Auch das wird man mittlerweile an der Wall Street gerne lesen. Im Ernst: Wenn man nur diese Beiträge erwähnt, tut man den qualifizierteren zwar Unrecht, aber sie sind bezeichnend für die argumentative Situation, weil sie die Kurve zum Nutzen auf so rührend unbedarfte Art zu nehmen versuchen.

2. Blick ins Pleistozän I: Die evolutionäre Rolle des Streß

Ein zentraler Denkfehler des alten soziobiologischen Ansatzes besteht darin, daß solche Überlegungen direkt den *gegenwärtigen* Nutzen anvisieren. Hier hat nun ein Seitenzweig der Soziobiologie, die Evolutionäre Psychologie, eine wichtige konzeptionelle Korrektur angebracht. Die Evolutionäre Psychologie fragt nicht nach dem Anpassungswert an ge-

⁷ Brett Cooke und Frederick Turner (Eds.): *Biopoetics. Evolutionary Explorations in the Arts*. Lexington 1999. – „Biopoetics: The New Synthesis“, ist der Leitaufsatz von Brett Cooke überschrieben. Als „Modern Synthesis“ hatte Juliyen Huxley 1942 die neodarwinistische Synthese ausgerufen, und auch Wilson plakatiert seine *Sciobiology* im Untertitel als „New Synthesis“.

genwärtigen Bedarf, oder jedenfalls nicht primär. Sie versucht den psychischen Apparat zu ergründen, und dieser Apparat ist nicht unter Gegenwartsbedingungen entstanden, sondern unter den Bedingungen des Pleistozäns, d. h. der Zeit vor etwa 2 Millionen bis etwa 20 000 Jahren.⁸ An die Verhältnisse dieses Zeitraums ist er angepaßt. Es ist also durchaus möglich, daß eine psychische Eigenart, die vor 100 000 Jahren adaptativen Wert hatte, heute eher stört oder für ganz andere Zwecke eingesetzt wird. Wenn wir nach dem Ort der Kunst in unserer psychischen Architektur fragen, müssen wir also den Umweg über das Pleistozän gehen und fragen, welche Probleme *damals* durch Kunst gelöst wurden. Oder etwas vorsichtiger (da wir kaum eine brauchbare empirische Definition finden werden, die die Kunst des Pleistozäns und unsere umfaßt): durch 'Proto-kunst'.

Dafür muß man den Mechanismus näher betrachten, der für die natürliche Auslese verantwortlich ist. Es gibt da einen Faktor, der viel zu wenig beachtet wird, der aber gerade für die Entstehung von Kultur und Kunst von entscheidender Bedeutung ist. Darwin hatte vom »struggle for life« gesprochen, den man dann als »Kampf ums Dasein« übersetzt hat, mit der populären Vorstellung, daß da Individuum gegen Individuum mit Klauen und Zähnen um knappe Ressourcen kämpft. Schon Darwin hatte allerdings darauf hingewiesen, daß auch eine Pflanze am Rande der Wüste in diesem Sinne einen »struggle for life« führt, und so ist als angemessenere Übersetzung: »Ringens um die Existenz« vorgeschlagen worden. Um aber den entscheidenden Faktor für die Selektion der kunstbezogenen Adaptationen in den Blick zu bekommen, müssen wir einen Mechanismus heranziehen, den Darwin noch nicht kannte: »Darwin wußte noch nicht, daß die höheren Tiere einen Mechanismus *in sich* trugen, der den

⁸ Das Grundbuch ist Jerome H. Barkow, Leda Cosmides and John Tooby (eds.): *The Adapted Mind: Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*. New York 1992. Differenzen zu anderen evolutionsbiologischen Zugängen werden dort behandelt von Donald Symons: „On the use and misuse of darwinism in the study of human behavior“, S. 137-162, zur Soziobiologie speziell S. 146ff. – Eine populäre Darstellung Robert Wright: *The Moral Animal. Evolutionary Psychology and Everyday Life*. New York 1994. – Es gibt auch bereits ein Lehrbuch für *Undergraduates*: Charles Crawford u. Dennis L. Krebs (Hg.): *Handbook of Evolutionary Psychology. Ideas, Issues, and Applications*. Mahwah 1998. – Populär und auch in deutscher Übersetzung greifbar: Steven Pinker: *Wie das Denken im Kopf entsteht*. München 1998 [*How the Mind Works*. New York 1994.]

Trägern ungeeigneter Verhaltensprogramme Unfruchtbarkeit und Untergang bescherte.«⁹

Dieser Mechanismus ist der Streß. Und um ein fast automatisches Mißverständnis gleich auszuschließen: Ich meine hier nicht Streß unter modernen Kulturbedingungen, sondern es geht um den Streß als Selektions- und damit Modellierungsfaktor im Pleistozän. Streß ist eine sehr wertvolle Adaptation, die ihre Wirkung in Kampf- und Fluchtsituationen entfaltet. Er ist die Fähigkeit, bei Gefahr bestimmte Stoffe (namentlich Cortisol, Corticosteron, Adrenalin, Noradrenalin) an das Blut abzugeben, die die letzten Reserven mobilisieren. So werden Blutdruck und Atemfrequenz erhöht, der Herzschlag wird verstärkt, insgesamt wird die Skelettmuskulatur (die man zum Hauen und Rennen braucht) verstärkt durchblutet, Zuckerreserven aus Leber und körpereigenem Eiweiß werden verfügbar gemacht, die Gerinnungsfähigkeit des Blutes steigt an. Das bringt natürlich einen großen Überlebensvorteil. Streß kann das entscheidende letzte Quentchen an Kraft mobilisieren. – Allerdings gibt es auch eine Negativseite der Bilanz: Der Magen-Darm-Trakt wird vermindert durchblutet, die Keimdrüsen stellen ihre Arbeit ein, die Immunreaktionen werden vermindert. Es ist also insgesamt ein evolutionär sehr präzise auf kurzzeitige Leistungsanforderungen adaptierter Mechanismus. *Dauerstreß* hingegen führt zu katastrophalen Einbußen der Lebens- und Fortpflanzungsfähigkeit.

Für die Evolution ist es mithin von entscheidender Bedeutung, wie eine Art mit Dauerstreß umgeht. Streßresistenz ist eine sehr direkt überlebens- und fortpflanzungsfördernde Adaptation. Und auch hier gilt die Regel der Selbstverstärkung: Streßresistente Individuen geben die Ursachen ihrer Streßresistenz vermehrt weiter. – Damit ist ein Mechanismus gefunden, der viele Eigenschaften und Fähigkeiten der menschlichen Psyche zu erklären vermag, die auf der Basis der direkten Nahrungskonkurrenz und des direkten Fortpflanzungsnutzens rätselhaft bleiben müßten. Wenn irgendwo die Kompensationsthese – daß nämlich Schäden und Lasten des wirklichen Lebens in der Sphäre der Kunst und der Religion kompensiert werden könnten – eine gewisse Berechtigung hat, dann hier, unter den harten Lebensbedingungen des Pleistozäns. Der Adaptationswert von Sexualität, Fähigkeit zur Kinderaufzucht und Kooperation liegt nicht nur im direkten reproduktiven Nutzen, sondern auch in der streßbewältigenden Funktion von Zärtlichkeit, Zuwendung und Sicherheitsgefühl. Ätiologi-

⁹ Gerald Hüther: *Biologie der Angst. Wie aus Streß Gefühle werden*. Göttingen 2001, S. 25. Hervorhebung von mir.

sche Mythen verringern die Rat- und Hilfslosigkeit, geben vielleicht sogar Hinweise darauf, wann alle Not ein Ende hat und was man dafür tun kann. Auf Streßebene sind Placebos so wertvoll wie 'echte' Gegenmittel! Und wenn gar noch ein besonders begabter homo habilis oder sapiens spannende Geschichten erzählt oder einem getrockneten Schafsdarm seltsame Töne entlockt, wenn man Spottlieder über die ängstlichen Nachbarn singt und in gemeinsamen Spielen den Leoparden und die Schlange imitiert und tötet, dann hat das alles diese evolutive Wirkung: Die Gemüter werden entspannt, das Immunsystem wird gestärkt, und auch die Keimdrüsen tun wieder ihre Schuldigkeit. Das ist der Ursprung der Adaptationen, auf denen die 'höhere' Kultur beruht.

3. Blick ins Pleistozän II: Lust

Der Dauerstreß wird also beseitigt oder gemildert durch (1) soziale Wärme, durch (2) Informationen (oder Placebo-Informationen) und durch etwas, was ich hier unter dem Begriff der (3) 'Lust' einführen möchte.¹⁰ Ich will hier nicht erörtern, inwieweit das zusammengehört, sondern mich im Weiteren auf die Lust beschränken. Die Literaturwissenschaft – so weit sie Wert legte auf eine gewisse methodische Konsistenz – hat sich mit dem Begriff der Lust immer etwas schwer getan, nicht aus Prüderie, sondern aus methodischen Gründen. Dieser Begriff taucht gerne als Letztbegründung auf, die Lust kommt von der Lust, sie konnte allzu leicht als unhintergehbare letzte Ursache angeführt werden, die man wiederum allein aus dem Verursachten selbst erschließen konnte. Ähnlich wie Najaden als Ursachen der Bäche oder Dryaden als Ursachen der Bäume genannt werden konnten. Seit den 70er Jahren haben sich die Voraussetzungen aber geändert. Es wurden immer mehr Hinweise darauf entdeckt, daß 'Lust' ein physiologisches Korrelat hat. Und insbesondere der evolutive Blick kann Lust sogar als Adaptation deuten. Lust, so hat schon Wilhelm Wundt festgestellt, ist ein affektiver Begleitkommentar zu unseren Handlungen und Emotionen, und diese Bestimmung kann heute präzisiert werden: Es gibt ein endokrines Lust- und Belohnungssystem (das 'dopaminerge Belohnungssystem', das uns bei allen nützlichen Verrichtungen noch zusätzlich auf die Schulter klopft.

¹⁰ Das Standardbuch zum Thema ist nun Thomas Anz: *Literatur und Lust. Glück und Unglück beim Lesen*. München 1998. – Bei Anz ist allerdings die evolutionäre Dimension nicht mitbedacht.

Das gilt auch dann, wenn diese nützlichen Verrichtungen im Einzelfall gar nicht nützen, sondern sich in einer Art Leerlauf abspielen. Leda Cosmides und John Tooby, die derzeitigen Schulhüpter der Evolutionären Psychologie, haben eine interessante Unterscheidung eingebracht.¹¹ Sie unterscheiden den 'organizational mode' und den 'functional mode' einer Anpassung. Der 'organizational mode' betrifft die Fertigstellung einer Anpassung unter den Bedingungen der jeweiligen Kultur, also das, was wir gemeinhin als 'Lernen' bezeichnen. Musterbeispiel ist der *Spracherwerb*. Der 'functional mode' betrifft die Ausübung der voll ausgebildeten Form, also z.B. Sprechen. Den Ansatz für 'Kunst' sehen Tooby/Cosmides bei der Fertigstellung der Adaptation, also beim 'organizational mode'. Hier seien nämlich 'Aesthetics' oder eine 'aesthetic motivation' am Werke. Man darf aber nicht erwarten, daß hier der Ästhetik-Begriff der Philosophie gemeint ist. Gegenstände, die hierher gehören, wird man eher auf Plakatwänden, in der TV-Werbung oder in Boutiquen oder einfach im Alltagsleben finden. Gemeint ist anscheinend jede Art von angenehmen Gefühlen. Das ist generell eine gewisse Verständigungshürde, aber zugleich eine Herausforderung, die man annehmen sollte. Denn die Frage, warum ein roter Farbklecks oder das Singen von Vögeln oder ein Sonnenuntergang angenehme Gefühle auslöst, könnte uns zu entscheidenden Konstitutionsbedingungen auch des Ästhetischen in dem Sinne führen, in dem es von der philosophischen Tradition konzipiert wird. Ihrer Funktion nach sind die 'Aesthetics' jedenfalls eine Art Lockmittel zum Üben und zur 'Organisation' einer Fertigkeit. Woher die 'Aesthetics' kommen, wird nicht näher erläutert, und das adaptationistische Konzept macht eine solche Erläuterung vermutlich sogar überflüssig. Auch die 'Aesthetics' sind Adaptationen oder unentbehrliche Teile von Adaptationen. Sie sind ein »necessary guidance system for the development of each adaptation«.¹²

In unserem Zusammenhang genügt es, die 'Aesthetics' im Begriff der Lust aufgehen zu lassen. Lust ist der Begleitaffekt zum 'zweckfreien'

¹¹ John Tooby und Leda Cosmides: „Does Beauty build adapted minds?“, in: *Substance. A Review of Theory and Literary Criticism* 94/95, Bd. 30, Nrr. 1 und 2 (Special Issue: On the Origin of Fictions) 2001, S. 6-25.

¹² Ebd., S. 15.

Spiel der adaptativen Algorithmen.¹³ Der 'organizational mode' hat insofern eine Doppelfunktion. Sein evolutionärer Zweck (sein 'ultimate cause' wie man im Jargon der Evolutionsforscher auch sagt) ist eine Art von Adaptationen-Training und Erfahrungslernen. Aber es gibt einen zweiten evolutionären Zweck, und der ist die Streßbewältigung. Von beiden Zwecken brauchen die Individuen gar nichts zu wissen. Für sie entscheidend ist die Motivation ('proximate cause'): Das Spiel mit den Adaptationen im 'organizational mode' erfolgt aus Lust. Ob in der Evolution die Adaptationsfunktion 'Lernen' oder die Adaptationsfunktion 'Streßbewältigung' die größere Rolle gespielt hat, muß dahingestellt bleiben. Im weiteren jedenfalls werde ich den umständlichen Ausdruck 'organizational mode' (der zur Bezeichnung der ursprünglichen Funktion sicher unentbehrlich ist) ersetzen durch 'Lustmodus' (im Gegensatz zu 'Funktionsmodus', wie er für unseren Zusammenhang informativ genug ist).

Die Verwendung des Lustmodus zur Streßbewältigung geht so weit, daß der Streß im Lustmodus selbst zum Gegenstand der Lust werden kann. Heulen und Zähneklappern in der griechischen Tragödie, das 'angenehme Grauen', das »Vergnügen an tragischen Gegenständen«, letztlich der ganze Komplex des Erhabenen beruht auf Lust am Streß. Die Amerikaner haben den hübschen Begriff 'armchair fear' dafür. Wir wissen nicht, wie der frühe homo sich mit 'armchair fear' versorgte. Aber ich vermute, daß auch er das kannte.

So viel zum Pleistozän.

4. Unterhaltung

Was so entsteht, ist 'Unterhaltung'. Eine Anregung und Bewegung unserer Gemütskräfte, die weder den Anspruch stellt, über etwas zu informieren, noch den, irgendwelche Probleme zu lösen. Wenn wir z.B. die Algorithmen, die unseren Gesichtssinn ausmachen, im puren Lustmodus ablaufen lassen, dann ziehen wir uns auf die Grundelemente zurück, auf Farben und Formen im dreidimensionalen Raum, ohne semantische Dimension. Wir kennen das aus der abstrakten Malerei oder der muslimischen 'Arabesken'-Kunst. Wenn wir Sprache radikal in den Lustmodus setzen, er-

halten wir so etwas ähnliches wie konkrete Poesie. Am reinsten kann das Spiel der Algorithmen wohl in der Musik Lust vermitteln. Aber sonst ist die Lust am reinen Algorithmus eher ein begrifflich konstruierter Grenzfall. In aller Regel brauchen die Algorithmen etwas 'zum Beißen', sie wollen *interpretiert* werden, nicht im literaturwissenschaftlichen Sinne des Wortes 'Interpretation', sondern im Sinne der semantischen Füllung eines formalen logischen Kalküls. Das reicht von der bloßen Strukturierungshilfe durch die Figuren beim Schach- oder beim Kartenspiel, deren Schicksal uns kalt läßt, bis zu handfesten emotionalen Auslösern wie dem entführten Kind im Krimi oder dem Schicksal der sterbenden Geliebten in der Kinoschulze oder der Aktivierung von kompetitiver Aggression beim Boxkampf oder Autorennen. Alle von ihnen mitausgelösten Adrenalin-, Cortisol- und Tränenfluten, so gewichtig sie sich anfühlen mögen, sind Gegenstand des Begleitaffekts der Lust.

Da wir beim Blick auf die lustbegründeten Aktivitäten unseres Gehirns vor allem von eigenen Vorlieben geleitet werden, nehmen wir sie selten in ihrem ganzen Umfang wahr. Es ist ein riesiger Bereich: Vom Symphoniekonzert bis zum Popkonzert und zur Blaskapelle, live, auf der CD und im Radio, von der Weißwurst bis zur Hummer, vom Minigolf bis zu sämtlichen Europa-, Welt- und sonstigen Meisterschaften in allen Disziplinen (aktiv und passiv), die ganze Ferienindustrie, Kino und Theater, das unentbehrliche Fernsehen, Bücher und Zeitschriften und ... und ... und ... Gewaltige Räume entlasteter Reflexion, strukturiert durch leerlaufende Algorithmen verschiedenster Art. Wenn zwei Mannschaften darum kämpfen, einen Ball in einen viereckigen Kasten zu kicken, dann reichen die beteiligten Dispositionen zurück in Zeiten der Stammes- und Jagdkonkurrenz. Aber schon damals konnten, ja mußten sie spielerisch geübt werden, im Sinne des 'organizational mode' und konnten im Lustmodus eine Vielzahl von Adaptationen auf streßmildernde Weise bewegen, von der körperlichen 'Funktionslust' über die kontrollierte Übung aggressiven Verhaltens bis zur Freude am Glücken von Kommunikationsprozessen bei erfolgreichen Spielzügen. Der Sahnetortenverzehr beim Nachmittagskaffee spielt sich im Lustmodus uralter Adaptationen ab, die uns Zucker und Fett besonders schätzen ließen, und mit Hilfe von Zucker und Fett verschaffen wir uns auch heute noch das Gefühl von Festlichkeit und Überfluß. Hier genießen wir den Freilauf unserer genetischen Dispositionen, die uns die Evolution zur Lösung vitaler Probleme anselektiert hat. Das semantische Element, das dabei beteiligt ist, ist bloßes Spielmaterial.

¹³ Ich verwende den Begriff des Algorithmus versuchsweise. Zur Zeit ist das Computermodell beliebt, deshalb ist im Zusammenhang mit den angeborenen Schemata für Problemlösungen immer wieder von 'Programmen' oder *Schaltkreisen* die Rede. Ich verwende *Algorithmus* im Sinne einer (angeborenen) Vorschrift zur Lösung eines Problems in endlich vielen definierten Schritten.

5. Zur Literatur

Harald Fricke hat einmal mit Blick auf die seinerzeit sehr rührige 'analytische Literaturwissenschaft' geschrieben, sie möge wenigstens ein Problem traditioneller Literaturwissenschaft in ihre Überlegungen einbeziehen und zeigen, »daß sie es *besser* zu lösen vermag als die traditionelle Literaturgeschichte.«¹⁴ Das Ansinnen ließe sich verallgemeinern, wenn es einen hinreichenden Konsens darüber gäbe, welche (theoretischen) Probleme die traditionelle Literaturwissenschaft überhaupt hat. Immerhin, einige Grundannahmen im Zusammenhang mit 'Interpretation' lassen sich mittels des dargestellten Ansatzes stärker machen.

Basierend auf der Unterscheidung von Lustmodus und Funktionsmodus könnte man unterscheiden zwischen Lusttexten und Funktionstexten.¹⁵ Natürlich ist das eine verkürzte Ausdrucksweise, der Modus ist immer auch eine Frage des *Gebrauchs*. Gleichwohl haben Texte auch Eigenschaften, die den einen oder den anderen Gebrauch nahelegen. Wenn z.B. darüber steht: »Steuererklärung«, werden auch radikale Hermeneutiker, Dekonstruktivisten und Konstruktivisten dazu neigen, den Funktionsmodus anzuwenden (man könnte das an Hand der Produktion von Adrenalin und Cortisol empirisch prüfen ...). Interessanter werden die Überschneidungen und Zwischenlagen erst wieder bei komplizierteren Sachverhalten, etwa beim Status mancher philosophischer Texte oder wenn ursprüngliche Funktionstexte durch Entfallen des aktuellen Bezugs zu Lusttexten werden.

An dieser Stelle ist nur auf den grundlegenden Sachverhalt hinzuweisen, daß Lusttexte auf einer neuen Stufe funktionalisiert werden können, ohne daß dadurch die Lustbasis verschwindet, so daß sie in eine Doppellage geraten. Da den Algorithmen der *sprachlichen* Aktivität grundsätzlich Repräsentationen der ganzen Welt zur Verfügung stehen, schafft die semantische Interpretation von sprachlichen Algorithmen, die im Lustmodus laufen, eine zweite Diskursebene, auf der alles noch einmal ver-

handelt werden kann, was auf der ersten Diskursebene erörtert – oder verschwiegen wurde. Der Lustmodus vermittelt dabei ein »entspanntes Feld«¹⁶, das die Verbindlichkeit der Äußerungen mildert, ihnen aber zugleich Kohärenz bewahrt. Das Spiel mit den sprachlichen Algorithmen kann damit zum Spiel mit Vorstellungen und Ideen werden, in dem die Probleme der Wirklichkeit erneut erscheinen; diese bleiben dann zwar Vitalprobleme, sind aber zugleich Spielmaterial und damit Gegenstand entlasteter Reflexion.

Diese Ambiguität ist die Raison der Poesie. Sie beruht darauf, daß die Ebene der Semantik einerseits aufsetzt auf die Ebene der Lust-Algorithmen, andererseits aber, in gewiß unterschiedlichem Maße, auf Vitalproblematik referieren kann. Die besonderen Leistungen dieser essentiellen Ambiguität der Poesie ist vor allem jenen ehrenwerten, aber etwas kunstfernen Menschen entgegenzuhalten, die es mit ihren Seriositätsanforderungen – ihren Forderungen, man möge im Streß verharren, zu weit treiben. Die theologischen Verurteilungen der unnützen und schädlichen Lektüren im 18. Jahrhundert sind nur noch historisches Material, deshalb nenne ich gleich eine provokative Konstellation neuerer Zeit: Texten wie Paul Celans *Todesfuge* oder Jurek Beckers *Jakob der Lügner* ist immer wieder einmal entgegengehalten worden, meist mit dem einschlägigen Adorno-Zitat, sie hätten ein Schweigegebot verletzt. Aber das Gebot der Poesie haben sie erfüllt, und sie haben es ermöglicht, von etwas zu reden, bei dem die Stimme zu ersticken droht. Ob es nun das Entsetzliche ist oder das jenseits der Sprache Liegende oder nur das Peinliche: Der Lustmodus macht es möglich, es zu thematisieren und das heißt immer auch: Es zu humanisieren. Goethe hat die Doppelstöckigkeit der Poesie mehrfach mit dem Oxymoron von den »sehr ernstesten Scherzen« pointiert.¹⁷ Ihre Basis ist der Lustmodus unserer Adaptationen, die so oft mißverständene 'Heiterkeit der Kunst'. Aber auf ihr kann sich 'sehr ernste' Reflexion von einem Differenzierungsgrad entfalten, den keine der rituellen Festreden zur 'Woche der Brüderlichkeit' erreicht.

Das Aufrufen der semantischen Ebene auf der Lustebene bietet auch eine Erklärung, weshalb kreative Geister dichterischen Texten immer wieder mittels Interpretation ein Neudesign verpassen wollen. Man ver-

¹⁴ Harald Fricke: *Literatur und Literaturwissenschaft. Beiträge zu Grundfragen einer verunsicherten Disziplin*. Paderborn 1991, S. 78. Das Zitat stammt aus dem Wiederabdruck eines Aufsatzes von 1984.

¹⁵ Wir haben immer einige terminologische Not bei dieser Unterscheidung, die gleichwohl unentbehrlich ist: Sachtext/poetischer Text, literarischer/nichtliterarischer Text, fiktionaler/Sachtext oder schlicht Prosa/Poesie – das führt immer wieder in systematische Kompromisse und, schlimmer, in Mißverständnisse. Ich versuche es also einmal mit Lusttext und Funktionstext.

¹⁶ Dieser Begriff von Gustav Bally: *Vom Ursprung und von den Grenzen der Freiheit*. Basel 1945, wird immer wieder zur Charakterisierung des Kontextes von Tier- und Menschenspiel verwandt.

¹⁷ Zum letzten Mal im letzten Brief seines Lebens (17. März 1832), an Wilhelm von Humboldt über den *Faust*.

läßt sich beim Austausch oder der Renovierung der Interpretation unbeußt auf den formalen Primat der Lustdimension, die ein Zerfallen des Textes schon verhindern wird. Es ist ja ein durchaus bewährtes Verfahren. Goethe hat zum Beispiel mit der *Iphigenie* die Interpretation dramatischer Algorithmen durch Euripides als Anregung für seine eigene Interpretation ähnlicher Algorithmen benutzt. Thomas Mann hat das alte Volksbuch vom Doktor Faust (und vieles andere) benutzt, um narrative Algorithmen zu interpretieren. Rilke verwendete das streng geregelte Wiederholungsschema des Sonetts und interpretierte es mit seiner Version des Orpheusmythos (und gleichfalls vielem anderen). Für uns andere, die wir nicht Goethe, Mann oder Rilke sind, kann eher *Kater Murr* als warnendes Beispiel dienen, der die Blätter der Biographie des genialen Kapellmeisters Kreisler benutzt, um ihnen seine eigene Philistrosität einzuschreiben.¹⁸

Obwohl – wäre er anders zur Sprache gekommen? 'Werkinterpretation' in einem nachdrücklichen Sinn ist immer eine Neuinterpretation, ist ein schöpferischer Akt, mit dem wir uns ein Werk aneignen, indem wir selbst *unsere Erregungen semantisch interpretieren*. Die semantische Dimension der Werke stellt dafür natürlich Material zur Verfügung, aber die Interpretation vollziehen wir für uns selbst, wobei wir auswählen, hinzuerfinden und mit unseren individuellen Erfahrungen verschmelzen. So *individualisieren* wir das Werk. Das ergibt sich übrigens auch aus dem Begriff des 'organizational mode' von Cosmides und Tooby, aus dem wir ja unseren 'Lustmodus' gewonnen haben. Im 'organizational mode' suchen und finden unsere Adaptationen ihre je individuellen Umweltkomponenten, und in ihm stimmen sie sich mit den anderen Adaptationen ab. Das ist ja nichts anderes als der Prozeß der Ontogenese, der individuellen Menschwerdung. Wenn der Kater die Biographie Kreislers gelesen und sie sich anverwandelt hätte, in welcher Weise auch immer, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Und wenn er uns von seinen Lektüreerlebnissen hätte erzählen wollen, dann wäre dagegen auch nichts einzuwenden. Wenn er aber behauptet, das sei Wissenschaft, oder auch: Wissenschaft sei eh nicht möglich, dann werden wir ihn ins Lesekränzchen bitten müssen. Das ist ja auch ein honoriger Ort.

Die Anerkennung der Subjektivität von 'Lektüren' hat nichts mit Beliebigkeit zu tun, sondern damit, daß man dem Kaiser geben soll, was des Kaisers ist, und dem Leser, was des Lesers. Die 'Werkinterpretation,'

¹⁸ Vgl. Jan Ross: „Diskurs mit Kater“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 256 vom 2. November 1988, N3.

wenn die Nachdrücklichkeit des Wortes denn irgendeinen Sinn hat, ist Sache der Subjektivität des Lesers. Wenn aus ihr ein neuer Text entsteht, dann bemißt sich seine Überzeugungskraft primär nach Kriterien der Wohlgeformtheit, der Anschlußfähigkeit an kurrente Diskurse, der emotiven Qualitäten usw., während Fragen nach Richtig und Falsch zurücktreten. Im Extremfall kommt eine Werkinterpretation auch ohne Werk aus. – Fragen nach Richtig und Falsch gehören in den Bereich der aspektgesteuerte Werkbeschreibungen¹⁹, die sich auf der Ebene der denotativen Kommunizierbarkeit bewegen. Daraus lassen sich für die Erhellung des Einzelwerkes Worterklärungen gewinnen, Sacherklärungen, formsemantische Erklärungen, Begriffsexplikationen, Inhaltsangaben, Paraphrasen, Explikation des Wirkungspotentials, stoff-, motiv-, formgeschichtliche Relationen, Bezüge auf historische Problemlagen und vieles mehr, was auch im Zusammenhang mit werkexternen Fragestellungen unentbehrlich (und durch diese zusätzlich kontrolliert) ist. Anspruchsvolle Leser werden solche Informationen bei ihren subjektiven Leseakten mitverarbeiten, und sei es auch nur, weil der Zugewinn an Informationen unsere kognitiven Adaptationen anregt und das Spiel spannender macht. Wenn wir diesen kommunizierbaren Anteil mit der nötigen Gewissenhaftigkeit pflegen, dann können wir den subjektiven Anteil guten Gewissens den Lesern überlassen.

¹⁹ Gelegentlich ist auch von Werkanalyse im Unterschied zur Werkinterpretation die Rede, aber damit ist anscheinend oft eine vollständige, aspektlose Aufzählung der Formelemente gemeint. Die horizontale Vollständigkeit ward da durch vertikale Anspruchslosigkeit erkaufte. Das ist zu wenig.